

Deutscher Ethikrat

## Forum Bioethik

# Zusammenhalt im demografischen Wandel

### Vorträge mit anschließender Diskussion

Mittwoch · 24. April 2013 · 18:00 Uhr

Französischer Dom · Gendarmenmarkt 5 · 10117 Berlin

<b>Begrüßung</b> .....	<b>2</b>
Prof. Dr. med. Christiane Woopen · Vorsitzende des Deutschen Ethikrates.....	2
<b>Einleitendes Statement</b> .....	<b>3</b>
Dr. rer. nat. Angela Merkel · Bundeskanzlerin der Bundesrepublik Deutschland .....	3
<b>Podiumsgespräch</b> .....	<b>6</b>
Prof. Dr. theol. Dr. h.c. Wolfgang Huber, Bischof a. D. · Mitglied des Deutschen Ethikrates.....	6
Dr. rer. nat. Angela Merkel · Bundeskanzlerin der Bundesrepublik Deutschland .....	6
Prof. Dr. med. Elisabeth Steinhagen-Thiessen · Mitglied des Deutschen Ethikrates .....	6
Moderation: Prof. Dr. med. Christiane Woopen · Vorsitzende des Deutschen Ethikrates .....	6
<b>Diskussion von Publikumsfragen</b> .....	<b>11</b>

## Begrüßung

Prof. Dr. med. Christiane Woopen ·  
Vorsitzende des Deutschen Ethikrates

Sehr geehrte Frau Bundeskanzlerin, verehrte Frau Merkel, liebe Kolleginnen, Kollegen und Mitarbeitende des Ethikrates, verehrte Gäste! Im Namen des Deutschen Ethikrates darf ich Sie heute Abend herzlich im Französischen Dom zum Forum Bioethik begrüßen. Der Ethikrat freut sich ganz besonders darüber und dankt Ihnen dafür, dass Sie, verehrte Frau Bundeskanzlerin, mit uns gemeinsam ein Thema anschauen werden, das für unsere Gesellschaft und unsere Zukunft von zentraler Bedeutung ist: Es geht um den Zusammenhalt im demografischen Wandel. Der Deutsche Ethikrat möchte mit diesem Forum insbesondere die ethische Dimension dieses Themas für die öffentliche Diskussion herausstellen.

Demografischer Wandel heißt dreierlei: Erstens wird die Zahl der Menschen in unserem Land abnehmen. Zweitens wird durch das sogenannte Double Aging der Anteil älterer Menschen an der Bevölkerung zunehmen, und zwar einmal dadurch, dass die Geburtenrate sinkt, und zum anderen dadurch, dass die Lebenserwartung steigt. Drittens wird unsere Kultur durch Einwanderung vielfältiger.

Wenn sich so viel bewegt, ist die Gefahr groß, dass man sich voneinander wegbewegt, aus den Augen verliert und damit ein gemeinsames Fundament verlässt. Ein so tiefgreifender Prozess fordert jeden Einzelnen von uns genauso wie die ganze Gesellschaft. Kein Bereich unseres Zusammenlebens wird davon unberührt bleiben, sei es der private oder der öffentliche Bereich, seien es Politik, Wissenschaft, Bildung, Kultur, Städteplanung, Gesundheitswesen oder die Wirtschaft.

Was können Politik und Gesellschaft tun, um unter den sich derart wandelnden Voraussetzungen ein Fundament zu haben, auf dem

jeder Einzelne ein gutes und gelingendes Leben führen kann? Und was muss und kann jeder Einzelne tun, um sich nicht nur auf dem Fundament auszuruhen, sondern tatkräftig am Zusammenhalt der Gesellschaft mitzuwirken?

Schauen wir nur einmal beispielhaft auf die steigende Lebenserwartung. Durch sie hat jeder Mensch viel mehr zu gestaltende Lebenszeit. Ich zitiere:

„Das Altern ist eine verödete Lebensregion bar jeden vernünftigen Trostes. Wenn wir die Lebenshöhe überschritten haben, verbietet uns die Gesellschaften den Selbstentwurf und wird die Kultur zur Lastkultur, die uns zu verstehen gibt, dass wir als altes Eisen der Geschichte auf die Abfallhalde der Epoche gehören.“

Eindrücklicher als der österreichische Schriftsteller Jean Améry 1968 in seiner Schrift *Über das Altern* kann man kaum beschreiben, was wir *nicht* wollen. Wir wollen vielmehr eine Gesellschaft, in der das Potenzial aller Altersstufen gesehen wird, in der alte wie junge Menschen ihre Lebensentwürfe leben und zum Leben anderer beitragen können. Vielleicht müssen wir dazu erst einmal das Denken in strikt hintereinander abgegrenzten Lebensphasen von Ausbildung, Karriere, Familie und Ruhestand überwinden. Das wäre sicher auch hilfreich, damit junge Menschen es für möglich halten, schon zu Zeiten der Ausbildung oder der ersten Berufsjahre eine Familie zu gründen. Ein Bewusstsein darüber, welche großartige Bereicherung Kinder nicht nur für die Zukunft der Gesellschaft, sondern auch für das eigene Leben sind, kann dabei jedoch nur dort blühen, wo Mehrfachlasten nicht erdrücken.

Der Deutsche Ethikrat konzentriert sich in seiner Arbeit gemäß seinem gesetzlichen Auftrag insbesondere auf ethische, rechtliche und soziale Fragen aus dem Bereich der Lebenswissenschaften. Von lebenswissenschaftlicher Forschung und gesundheitlicher Versorgung werden wesentliche Beiträge zur Bewältigung der demografisch bedingten Probleme erwartet.

Wir brauchen medizinische und soziale Antworten auf die Zunahme der Anzahl von Menschen mit Demenzerkrankungen, mit Multimorbidität und zur Versorgung von Menschen mit unterschiedlichen kulturellen Hintergründen. Um dies in einem Gesundheitssystem mit knappen Ressourcen zu bewältigen, müssen wir uns etwas einfallen lassen. So weit ein kurzer Aufriss.

Ethisch betrachtet sind der Respekt unterschiedlicher Wertvorstellungen, die Solidarität der Starken mit den Schwachen sowie die Gerechtigkeit bei der Verteilung von Rechten und Pflichten zwischen Jung und Alt unverzichtbar für ein Fundament, auf dem unsere Gesellschaft gemeinsam nach vorne gehen kann. Wie ein solches Fundament stark wird, welche Kreativität wir in der Entwicklung neuer Formen des gemeinsamen Lernens, Arbeitens und Lebens entwickeln und entfalten können, möchten wir heute mit Ihnen diskutieren.

Sie können die Fragen, die Sie haben, auf die Zettel an Ihrem Platz eintragen. Diese werden nach dem Statement der Bundeskanzlerin eingesammelt, vom Publikumsanwalt ausgewertet und später bei der Diskussion vorgestellt.

Sehr geehrte Frau Bundeskanzlerin, ich darf das Wort nun an Sie weiterreichen und bitte Sie um Ihr einführendes Statement.

## Einleitendes Statement

Dr. rer. nat. Angela Merkel ·  
Bundeskanzlerin der Bundesrepublik  
Deutschland

Sehr geehrte Frau Professorin Woopen, sehr geehrte Frau Professorin Steinhagen-Thiessen, sehr geehrter Herr Professor Huber, liebe Mitglieder des Deutschen Ethikrates, meine Damen und Herren,

ich bin sehr gerne hierhergekommen, um im Rahmen dieser Veranstaltungsreihe des

Deutschen Ethikrates interessante Fragen mit einem größeren Publikum zu diskutieren. Das Thema, das wir uns heute gesetzt haben, ist ja auch ein sehr spannendes. Es ist deshalb so spannend, weil man es nicht so richtig an einem Moment festmachen kann. Abrupte Wechsel haben die Eigenschaft, dass sie meistens mehr Aufmerksamkeit wecken als Prozesse, die sich langsam vollziehen. Trotzdem darf man sich nicht davon täuschen lassen. Auch die Folgen eines schleichenden Wandels können es sehr wohl in sich haben. Der demografische Wandel ist ein solches Beispiel dafür. Wer ein Gefühl für die Auswirkungen bekommen will, muss ziemlich lange Zeiträume überblicken. Dann zeigen sie sich sehr eindeutig.

Wenn wir auf Deutschland schauen, ungeachtet möglicher Zuwanderungsraten, dann wissen wir, dass wir insgesamt weniger werden. Dieser Prozess vollzieht sich am Anfang relativ langsam, dann beschleunigt er sich. Dieser Prozess entwickelt sich in den Regionen auch sehr unterschiedlich. In manchen wirtschaftsstarken Ballungsgebieten – in Hamburg, München und auch anderen Regionen Bayerns oder Baden-Württembergs – haben Sie den Eindruck, wir werden immer mehr; vor allen Dingen immer mehr jüngere Menschen. In den meisten anderen Regionen, insbesondere in den neuen Bundesländern, passiert aber das glatte Gegenteil. In Sachsen-Anhalt zum Beispiel wird aller Voraussicht nach im Jahr 2030 ein Drittel weniger Menschen leben als 1990. Sachsen-Anhalt zählte schon 1990 nicht zu den am dichtesten besiedelten Gebieten der Bundesrepublik Deutschland.

Wir werden im Durchschnitt älter. Die Lebenserwartung steigt. Das ist eine gute Nachricht für den Einzelnen, aber insgesamt werden wir im Durchschnitt älter. Als neulich die deutsch-indischen Regierungskonsultationen stattfanden, ist mir nochmals bewusst geworden, dass das durchschnittliche Alter der Inder fast 20 Jahre

unter dem durchschnittlichen Alter der Deutschen liegt.

Geringe Geburtenraten sowie eine höhere Lebenserwartung – das ist das, was soeben als „double-aging“-Prozess bezeichnet wurde. Das bedeutet vor allem, dass wir weniger Menschen im erwerbsfähigen Alter haben werden. Im Augenblick scheiden jedes Jahr rund eine halbe Million mehr Menschen aus dem Arbeitsleben und werden Rentnerinnen und Rentner, als junge nachrücken, was sich dann bis gegen Ende der 20er Jahre dieses Jahrhunderts auf sechs Millionen weniger erwerbsfähige Menschen summieren wird.

Als Drittes wird unsere Gesellschaft vielfältiger. Die Vielfalt an Lebensmodellen, an Biografien und Migrationserfahrungen wächst. Im Durchschnitt haben Migrantenfamilien mehr Kinder. Das heißt, der Anteil der Menschen mit Migrationshintergrund nimmt zu, wenngleich mir neulich in einem anderen Zusammenhang die Frage gestellt wurde, wie lange man eigentlich Migrant ist und wie viel Integration man zeigen muss. Insofern wird vielleicht auch manch einer im Prozess des demografischen Wandels vom Migranten zum von uns allen als deutsch angesehenen Bürger oder deutschen Staatsbürger.

Weniger, älter, vielfältiger – das hat natürlich Auswirkungen auf unser Zusammenleben. Ich will hier nur einige Punkte anreißen und bin Frau Professorin Woopen sehr dankbar dafür, dass sich der Deutsche Ethikrat dieses Themas angenommen hat.

Unsere ganze Diskussion – das ist mir bei Ihren Worten noch einmal aufgefallen, Frau Professorin Woopen – beruht darauf, dass wir uns als eine Gemeinschaft empfinden, als ein Nationalstaat, wie man so schön sagt, oder als ein Gemeinwesen. Das heißt, dass wir doch eher in einem abgeschlossenen System denken. Wenn wir uns zwischendurch als

Europäer empfinden, könnte sich der Prozess noch einmal anders darstellen. Aber auch im Durchschnitt der europäischen Erfahrung ist es so, dass Europa in der Tendenz ein eher alternder Kontinent ist.

Sie unterstreichen mit dieser Veranstaltung und mit vielen anderen, dass Sie vordenken und damit auch eine wichtige Funktion für die Beratung der Politik haben. Wenn wir uns einmal anschauen, welche Komponenten wir in Bezug auf die Frage des Zusammenhalts einer Gesellschaft, die sich langsam verändert, im Auge haben müssen, dann wissen wir, dass sicherlich zuerst einmal die Familien zu nennen sind, die, wie wir oft sagen, so etwas wie die Keimzellen oder die kleinsten Gemeinschaften in einer Gesellschaft sind – Bausteine einer Gesellschaft, die Werte leben, was eine Gesellschaft per Gesetz nicht anordnen kann. Insofern sind die Fragen „Wie können wir Familien schützen?“, „Wie können wir Familien helfen?“, „Wie können wir Familienzusammenhalt schaffen?“ natürlich ganz wesentliche Fragen.

Das Thema „Verantwortung von Eltern für ihre Kinder“, aber auch das Thema „Verantwortung von Kindern für ihre Eltern“ ist von zentraler Bedeutung. Menschen wollen gerne ihre Lebensmodelle leben können. Hierbei spielen die Vereinbarkeit von Beruf und Familie und die Rollenbilder von Männern und Frauen eine zentrale Rolle. Ich glaube, wir müssen eingestehen, dass Deutschland lange gebraucht hat, um sich wirklich darauf einzulassen, dass die Menschen selbst entscheiden sollen. Ich war Frauen- und Jugendministerin. Wir haben in den 90er Jahren den Rechtsanspruch auf einen Kindergartenplatz durchgesetzt. Das war mühselig genug. Wir erleben diesen Prozess jetzt noch einmal mit dem Rechtsanspruch auf einen Kita-Platz. Ich war heute beim Deutschen Städtetag. Die Kommunen müssen diesen Anspruch zum 1. August umsetzen.

Ich glaube, es wird in einigen Jahren sehr normal und ganz selbstverständlich sein, dass Beruf und Familie miteinander vereinbart werden. Das Rollenverhalten der Väter hat sich sehr stark verändert; und es wird sich weiter verändern. Das wird anders auch gar nicht gehen. Wir haben ein bisschen mit den Vätern nachgeholfen. Das „Wickel-Volontariat“, wie es teilweise bezeichnet wurde, erfreut sich größter Beliebtheit.

Wir haben auch andere Zeitmanagementfragen in den Mittelpunkt unserer Politik gestellt: Großelternzeit, Pflegezeiten. Das Thema Zeit ist ohnehin ein zentrales Thema, wenn wir uns mit der Frage auseinandersetzen: Wie wollen wir eigentlich in unserer Gesellschaft zusammenleben? Frau Professorin Woopen hat ja schon davon gesprochen: Wir denken sehr in sukzessiven Zeitabläufen. Da ist alles geordnet, insbesondere was den Ablauf eines Berufslebens anbelangt. Man hat sich überhaupt noch nicht darauf eingestellt, dass der 60-Jährige von heute sehr viel selbstbewusster und selbstgestaltender auftritt als früher.

Die Altersforscher zeigen uns auch, wie sich die sogenannte Rushhour des Lebens auf wenig Zeit konzentriert, wobei man aufpassen muss, dass man nicht vollkommen ermattet in die weniger ausgefüllten Lebensabschnitte unseres allgemeinen gesellschaftlichen Lebens entgleitet. Vielleicht kann Professor Huber uns nachher noch etwas dazu sagen, obwohl er vielleicht kein prototypisches Beispiel ist.

Ich habe es mir gegönnt, in Vorfreude auf unseren Demografiepfad am 14. Mai, eine kleine Demografiefeier zu einigen Projekten zu unternehmen, die exemplarisch für viele andere Projekte in unserer Gesellschaft stehen. An manchen Stellen ist die Gesellschaft eben schon wieder weiter. Ich habe zum Beispiel ein Projekt in der mittelfränkischen Ortschaft Langenfeld besucht, wo sich das ganze Dorf darauf einrichtet, die Generationen eng zu-

sammenzuhalten. Anknüpfend an ein Mehrgenerationenhaus wird auch der Dorfkern mit Mehrgenerationenwohnen gestaltet.

Ich habe mir in Bad Kreuznach ein Projekt der Genossenschaft „WohnArt“ angeschaut, bei dem Menschen zusammenziehen, die auch den Lebensabend miteinander verbringen wollen. So etwas wird zunehmen. Ich habe mir dort berichten lassen, auf welche Probleme man stößt, wenn man Neubauten errichtet und genossenschaftliches Eigentum schaffen will, auch junge Familien in eine solche Genossenschaft einzu beziehen, weil sich auch Kreditfragen ausgesprochen schwierig gestalten. Wir müssen da also noch vieles lernen.

Ich habe mir angeschaut, wie sich der demografische Wandel vor allen Dingen in den am wenigsten besiedelten Gebieten Deutschlands auswirkt. Dazu zählt auch die Uckermark, aus der ich selbst komme. Dorthin bin ich aber nicht gefahren, denn da weiß ich, wie es ist. Nach Sachsen-Anhalt aber bin ich gefahren und habe mir von innovativen Formen des Busverkehrs ein Bild gemacht und habe einiges zur Frage der Kinderbeförderung zu Kindertagesstätten und vieles andere mehr gehört.

Weil wir möglichst viel Zeit für die Diskussion haben wollen, will ich nur stichwortartig sagen: Natürlich müssen wir uns auch mit der Nachhaltigkeit unserer sozialen Sicherungssysteme beschäftigen. Das ist eine der großen Herausforderungen, weil wir aufpassen müssen, dass wir die Jüngeren, die Menschen im erwerbsfähigen Alter, nicht überfordern. Gleichzeitig brauchen wir natürlich auch Sicherheiten, was die Rentenversicherung und die Pflegeversicherung anbelangt. Ich denke, gerade das Thema Pflegeversicherung wird in unserer Gesellschaft in Zukunft noch eine große Rolle spielen.

Wir haben aber auch andere Themen zu bearbeiten. Wie können wir die staatlichen

Leistungen in einer alternden Gesellschaft aufrechterhalten? Wie können wir die Gleichwertigkeit von Lebensbedingungen in ländlichen und städtischen Gebieten sicherstellen? Eine große Herausforderung.

All das diskutieren wir im Rahmen unserer Demografiestrategie. Wir haben Handlungsfelder definiert. Wir haben festgestellt, dass sich keine staatliche Ebene dieser Handlungsfelder alleine annehmen kann – weder der Bund noch die Länder noch die Kommunen –, sondern dass wir Hand in Hand arbeiten müssen und dass wir vor allen Dingen auch voneinander lernen müssen. Aus den Modellprojekten müssen die besten ausgewählt werden. Mit diesen besten Projekten müssen wir dann versuchen, flächendeckende Angebote zu machen.

So freue ich mich jetzt auf die Diskussion mit Ihnen, weil Sie mir noch einmal eine Möglichkeit gibt, Anregungen für den 14. Mai, an dem wir den zweiten Demografie Gipfel abhalten werden, aufzunehmen. Ich glaube, dass wir voller Hoffnung auf diesen demografischen Prozess blicken können. Wir brauchen gar keine Angst und keine Panik zu bekommen. Als ich im letzten Jahr einen Bürgerdialog über drei Fragen durchgeführt habe – Wie wollen wir in Zukunft zusammenleben? Wovon wollen wir leben? Wie wollen wir lernen? –, habe ich festgestellt, dass die Frage, wie wir in Zukunft zusammenleben wollen, viele, viele Menschen im Lande umtreibt und dass es eine große Bereitschaft gibt, sich auch gerade in Form des Ehrenamts füreinander einzusetzen.

Wir haben in dieser Legislaturperiode noch einmal ein Gesetz gemacht, mit dem die ehrenamtliche Betätigung erleichtert werden soll. Wir haben sehr interessante Erfahrungen mit der Einführung des Bundesfreiwilligendienstes gemacht. Wenn Sie mich vor vier Jahren gefragt hätten, was, wenn die Wehrpflicht einmal ausgesetzt ist, mit dem Zivildienst passieren würde, dann hätte ich damals die Augen sehr verdreht

und gesagt: Ich kann mir gar nicht vorstellen, dass das gut ersetzt werden kann. – Der Bundesfreiwilligendienst aber tut das zusammen mit dem Freiwilligen Sozialen Jahr. Erstaunlicherweise ist ein hoher Prozentsatz – ich glaube, es sind 30 Prozent – von Menschen dabei, die nicht mehr jung sind, sondern aus allen Altersgruppen kommen und sagen: Ich möchte mich noch einmal einbringen, ich möchte noch einmal etwas Neues machen, ich bin dabei. Im Augenblick ist die Begrenzung des Bundesfreiwilligendienstes nicht etwa durch die Zahl der Bewerber, sondern durch das dafür zur Verfügung stehende Geld gegeben. Das ermuntert mich, zu sagen: Es gibt viel Bereitschaft, füreinander etwas zu tun. Daran werden wir in den nächsten Jahren weiter anknüpfen.

(Applaus)

## Podiumsgespräch

Prof. Dr. theol. Dr. h.c. Wolfgang Huber,  
Bischof a. D. · Mitglied des Deutschen  
Ethikrates

Dr. rer. nat. Angela Merkel ·  
Bundeskanzlerin der Bundesrepublik  
Deutschland

Prof. Dr. med. Elisabeth Steinhagen-  
Thiessen · Mitglied des Deutschen  
Ethikrates

Moderation: Prof. Dr. med. Christiane  
Woopen · Vorsitzende des Deutschen  
Ethikrates

### Christiane Woopen

Herzlichen Dank, Frau Bundeskanzlerin, für diese ermunternden Worte, die gleichwohl auch die Herausforderungen auf den Punkt bringen. Jetzt werden gerade die Zettel mit den Fragen eingesammelt. In dieser Zeit möchte ich gerne noch zwei Mitglieder des Ethikates auf dem

Podium begrüßen: zum einen Frau Professor Steinhagen-Thiessen, die unter anderem an der Charité für die Altersmedizin zuständig ist und aus medizinischer Sicht sehr wohl weiß, worüber wir bei Alterungsprozessen sprechen, und Herrn Professor Wolfgang Huber, ehemals Präses der Evangelischen Kirche Deutschland, der aus dem Bereich der evangelischen Theologie, Ethik und Philosophie etwas zum Thema beitragen wird. Beide werden nun ein kurzes Statement abgeben und dann werden wir in die Diskussion übergehen. Frau Steinhagen-Thiessen, bitte schön.

### **Elisabeth Steinhagen-Thiessen**

Sehr geehrte Frau Bundeskanzlerin, liebe Frau Woopen, sehr verehrte Damen und Herren. Ich spreche zum Thema demografischer Wandel mit meiner Brille, also aus medizinischer Sicht und mit besonderem Blick auf die Altersmedizin.

Sie haben es eben schon gehört: das Wort Double Aging. Wir haben immer mehr ältere und immer weniger jüngere Menschen. Wodurch ist das Alter noch charakterisiert? Viele ältere Menschen haben behandlungsbedürftige chronische Krankheiten bis an ihr Lebensende. Das heißt nicht unbedingt, dass sie Lebensqualität haben und nach Mallorca fliegen können. Aber sie haben behandlungsbedürftige Erkrankungen. Das nennen wir Multimorbidität; das hängt auch mit der sogenannten Polypharmakotherapie zusammen. Es gibt viele Menschen, die sehr krank sind oder unter Behinderungen leiden. Diese müssen wir in den Fokus nehmen.

Den medizinischen Fortschritt möchten wir nicht missen: weder für unsere Eltern oder Großeltern noch irgendwann für uns selbst, sei es die künstliche Hüfte oder Augenlinse, der Herzschrittmacher, die Stents, die Bypässe usw. Auf der anderen Seite wissen wir aber, dass das die Kosten in die Höhe treibt. Das darf man nicht an den Rand drängen, sondern muss es laut sagen. Double Aging und die Kosten in der

Medizin und im medizinisch-pflegerischen Bereich sind ein Problem.

In Deutschland stehen als Todesursache und bei den Krankheitshäufigkeiten die kardiovaskulären Erkrankungen, also die Herz-Kreislauf-Erkrankungen, auf Rang 1. Das gilt nicht nur für Morbidität und Mortalität, sondern auch in Bezug auf die Kosten, und zwar mit Abstand zu den anderen Kosten in der Medizin. Wie Sie wissen, gibt es klassische Risikofaktoren, die zu diesen Herz-Kreislauf-Erkrankungen führen: hoher Blutdruck, Übergewicht, Bewegungsmangel, Zuckerkrankheit, hohes Cholesterin, Rauchen – jeder kennt es. Diese Klassiker werden manchmal noch verstärkt durch eine genetische Disposition des Einzelnen. Das darf man nicht aus dem Auge verlieren. Aber die Menschen unterscheiden sich, wenn man sie in Risikoprofile einteilt: Es gibt Menschen mit niedrigem, mittlerem und hohem Risiko für Herz-Kreislauf-Erkrankungen. Bei denjenigen mit niedrigem und mittlerem Risiko kann man durch Lebensstiländerung sehr viel erreichen. Aber es ist nicht einfach, das umzusetzen. Die Menschen, die ein hohes und sehr hohes Risiko haben, brauchen natürlich bestimmte Medikamente oder Interventionen, die es heute gibt.

Das bringt uns zum Thema Prävention. Ich denke, wir brauchen eine Prävention für jedes Lebensalter. Wir Mediziner sprechen in diesem Zusammenhang von Primär-, Sekundär- und Tertiärprävention. Meines Erachtens muss Prävention verpflichtend sein für alle, natürlich auch für große Einrichtungen wie Betriebe, Schulen und Kindergärten. An dieser Stelle sollten die Krankenhäuser ein Vorbild sein, denn dort ist das Know-how auch für Prävention vorhanden. Wenn Sie sich alleine anschauen, was für ein Essen es in den Krankenhäusern gibt, dann kann man dort anfangen. Auf jeden Fall ist das Know-how dort vorhanden, und da ist eine Menge zu machen.

Aber wir müssen auch das Augenmerk auf die Tertiärprävention bei den Älteren richten. Hier geht es um ein ganz anderes Thema, nämlich um funktionelle Einschränkungen, was Mobilität, Hören, Sehen usw. angeht. Wir haben in Deutschland kaum Ressourcen für Prävention, das wird wenig honoriert, wir haben keine Anreizsysteme, auch die Ergebnisse der Prävention dauern sehr lange und schlagen sich erst nach vielen Jahren nieder. Das ist nicht einfach.

Trotzdem die Forderung: Wir müssen die Eigenverantwortung und Kompetenz jedes Einzelnen stärken und die Verbraucher- und Patientenberatung in den Fokus nehmen. Das gilt gerade für ältere Menschen mit chronischen Krankheiten und mit Einschränkungen. In einem Land voller Ingenieure und mit viel technischem Know-how sollte man ihnen moderne Technik vermitteln. Da gibt es interessante Modelle. Auch die Patientenschulung für chronisch Kranke ist eine wichtige Angelegenheit, nicht nur die Patienten, sondern auch für ihre Angehörigen. Der Klassiker ist hier die Herzinsuffizienz: eine einfache Sache, aber es gibt auf der andern Seite viele Re-Einweisungen ins Krankenhaus, die sich mit Sicherheit vermeiden lassen. Der präventive Hausbesuch in der Schweiz ist ein gutes Beispiel.

Noch einmal: Der medizinische Fortschritt treibt die Kosten in die Höhe, dazu kommt der demografische Wandel und die Mittelknappheit. Was können wir tun?

Effizienzsteigerungen und Rationierung sind keine guten Themen. Wichtig ist es vielmehr, neue Prioritäten zu setzen, sowie Mittelumschichtung und Reallokation. Die medizinische und pflegerische Versorgung der älteren Menschen muss ausgebaut und verbessert werden, und zwar mit besonderem Augenmerk auf diejenigen, die dement sind.

Die Behandlung multimorbider und chronisch Kranker muss in einem ganzheitlichen Konzept erfolgen, die nicht nur auf die eine Krankheit bezogen ist. Wichtig ist die Prävention für alle Altersgruppen. Das dürfen wir an dieser Stelle nicht vergessen: Wir können nicht alle über einen Kamm scheren. Auch das müssen wir im Sinne der individualisierten Medizin machen.

All dies führt zu erhöhten Anforderungen im Gesundheitssystem. Die Kombination aus zunehmender Alterung und Kosten des intensiven medizinischen Fortschritts erfordert eine sorgfältige Allokation der vorhandenen Ressourcen. Deswegen stelle ich Prävention und risikoadaptierte Therapie in den Vordergrund. Die Politik sollte diesen gesellschaftlichen Diskurs anstoßen. Vielen Dank.

(Applaus)

### **Christiane Woopen**

Vielen Dank, Frau Steinhagen-Thiessen, für diesen Katalog an Dingen, die wir zu bewältigen haben. Ich gebe das Wort jetzt gerne weiter an Professor Huber.

### **Wolfgang Huber**

Sehr verehrte Frau Bundeskanzlerin, liebe Christiane Woopen, meine sehr verehrten Damen und Herren. Ich möchte in diesem knappen Votum nur zwei Akzente setzen. Diese Akzente zu setzen fällt mir deswegen leicht, weil sie insbesondere in der Einführung durch Frau Bundeskanzlerin Merkel schon angeklungen sind.

Bei aller Anerkennung des Akzents, den Frau Steinhagen-Thiessen zu Recht gesetzt hat, möchte ich davor warnen, einem gesellschaftlichen Trend zu folgen, der den demografischen Wandel ausschließlich oder vorrangig unter dem Gesichtspunkt des Alterswandels der Gesellschaft anschaut. Double Aging ist wichtig, aber eine Fixierung auf dieses Thema wird der Idee, nach dem Zusammenhalt der Gesellschaft im

demografischen Wandel zu fragen, nicht gerecht. Vielmehr muss man das Verhältnis zwischen den Generationen thematisieren, wenn man den Zusammenhalt thematisieren will.

Es ist eine vereinfachende Betrachtungsweise, sich das Generationenverhältnis als Dreierschema von junger, mittlerer und älterer Generation anzuschauen. Vereinfachend ist es vor allem deswegen, weil wir immer die Auswirkungen unseres Handelns für Generationen, die noch gar nicht leben, im Blick haben müssen. Wenn ich aber diese Vereinfachung einmal zugrunde lege und den intergenerationellen Aspekt als ersten kurz benenne, erlaube ich mir als Theologe, Sie an das vierte Gebot zu erinnern – die Aufforderung, Vater und Mutter zu ehren – und wörtlich als gewichtig anzuerkennen. Viele werden hier im Raum sein, die das Verständnis dieses Gebotes so gelernt haben, als gehe es um die Aufforderung an die Kinder, ihren Eltern gegenüber gehorsam zu sein. Das ist aber überhaupt nicht der Sinn dieses Gebots, sondern es ist eine Aufforderung an Erwachsene, ihre Eltern gewichtig zu nehmen, sie zu achten in ihren Fähigkeiten und Möglichkeiten und sie zu unterstützen angesichts ihrer Grenzen. Also eine symmetrische Aufgabe gegenüber der älteren wie gegenüber der jüngeren Generation.

Ein kluger griechischer Philosoph, dessen Namen wir leider nicht kennen (deswegen heißt er Pseudo-Isokrates), hat das in die Form einer goldenen Regel gebracht, die sagt: Verhalte dich deinen Eltern gegenüber so, wie du gerne möchtest, dass sich deine Kinder dir gegenüber verhalten werden. Wenn Sie das genau anschauen, dann ist das nicht eine einfache Tauschmoral – wie du mir, so ich dir oder umgekehrt –, sondern eine Dreiecksethik, die nur dann funktioniert, wenn man die Reziprozität, die Wechselseitigkeit verallgemeinert, wenn man die Solidarität über eine reine Tauschmoral

hinaus ausdehnt. In der ethischen Debatte nennen wir das gelegentlich generalisierte Reziprozität. Es ist wichtig, sich klarzumachen, dass diese nicht erst angesichts großer gesellschaftlicher Aufgaben entsteht, sondern bereits im Generationenverhältnis oder im familiären Verhältnis.

Zur älteren Generation mache ich in dem Zusammenhang nur die Bemerkung: Trotz Gesundheitskosten und Multimorbidität finde ich es absolut notwendig, die ältere Generation nicht nur unter dem Gesichtspunkt ihrer Defizite, sondern ihrer Potenziale anzuschauen. Lieber als das Wort „Potenziale“ verwende ich dafür das Wort „Talente“, ein schönes, biblisches Wort. Wenn wir auf die Talente der älteren Generation achten, sind wir schon einen ganzen Schritt weiter.

Aber ich möchte die Aufmerksamkeit insbesondere auf die mittlere Generation lenken, denn sie ist die Generation, die sowohl gegenüber den Älteren als auch gegenüber den Jüngeren in der Verantwortung steht. Das kann nur gut gehen, wenn man entlastende und motivierende Maßnahmen für die mittlere Generation ergreift und diese Generation nicht nur unter dem Gesichtspunkt der Normvorstellungen vom *working adult* anschaut, sondern gleichzeitig fragt, was man tun kann, damit der Wunsch nach Kindern und die Verwirklichung dieses Wunsches nicht so weit auseinanderklaffen, wie das gegenwärtig in vielen Fällen zu beobachten ist, mit weitreichenden Konsequenzen bis hinein in die Reproduktionsmedizin. Wenn man das nicht tut, dann betrachtet man das Problem des Zusammenhalts im demografischen Wandel unter einem zu engen Gesichtspunkt.

Erwähnen möchte ich das andere in meinen Augen genauso wichtige und in Ihrem Referat bereits genannte Problem: Zusammenhalt im demografischen Wandel heißt, kulturelle und gesellschaftliche Pluralität ernst zu nehmen, die

Integration von Migrantenfamilien zur Aufgabe zu machen und dabei auch darauf hinzuwirken, dass wir den Begriff des Migrationshintergrundes nicht zu weit ausdehnen müssen. Im Augenblick dehnen wir ihn aus bis zur Generation derjenigen, die in den frühen fünfziger Jahren geboren und kurz darauf nach Deutschland gekommen sind. Das könnte man Schritt für Schritt durch Integrationsmaßnahmen abbauen.

Wenn wir uns den Kinderanteil in diesen Familien anschauen, dann wird klar, dass wir ganz nah am Thema Bildung als Schlüsselthema für Integration und Zusammenhalt sind und diesen Komplex mit derselben Intensität betrachten müssen wie die anderen Aspekte, die zum Thema demografischer Wandel und Zusammenhalt gehören. Diese beiden Akzente: Generationenverhältnis und Migration wollte ich unterstreichen und es dabei belassen.

(Applaus)

### **Christiane Woopen**

Herzlichen Dank. Da der Publikumsanwalt noch nicht so weit zu sein scheint, habe ich die Gelegenheit, eine Frage zu stellen. Ein Thema schien mir durch alle Ausführungen zu gehen: Wie brechen wir Grenzen auf? Grenzen zwischen Generationen, Grenzen zwischen unterschiedlichen Bearbeitungsebenen – Sie sagten Städte, Gemeinde, Länder, Bund –, Grenzen zwischen unterschiedlichen Versorgungsbereichen im Gesundheitswesen, Grenzen zwischen Generationen im Ablauf von Lebensläufen usw. Bei der Umsetzung der vielen Maßnahmen scheint mir noch eine Grenze sehr wichtig zu sein: nämlich die Grenze zwischen Ressorts in der Zuständigkeit von Verwaltungen. Wir werden mit den Problemen nur fertig, wenn diejenigen, die für das Wohnen, die Gesundheit, den Verkehr, die Familien usw. zuständig sind, an einem Projekt zusammenarbeiten. Wie kann uns die Politik noch unterstützen, um diese Grenzen zu überwinden?

Diese Frage richtet sich an Sie, Frau Bundeskanzlerin.

### **Angela Merkel**

Die perfekte Antwort darauf habe ich nicht. Wir sollten aber so weit wie möglich nach dem Prinzip der Subsidiarität arbeiten und insbesondere Kommunen die Möglichkeit geben, zu agieren. Wir haben so unterschiedliche Gegebenheiten in Deutschland, dass es fast nicht möglich ist, mit einem Zuständigkeitsschnitt alles zu machen; vor allem bekommen wir dann manches gar nicht mit. Wir haben dieses große Projekt der Mehrgenerationenhäuser; daraus können wir zum Teil lernen, was es für Auswirkungen auf Bundesgesetze hat. Wenn Generationen zusammenleben, ergibt sich ein ganz neuer Zusammenhalt: Es gibt einen Stammtisch für die Älteren, einen Kindergarten, eine Gruppe für demente Ältere usw. Und dann entstehen plötzlich Fragestellungen wie: Wir würden gern jemanden irgendwo hinfahren, zu einem Arzt, aber die Krankenkasse bezahlt das zum Beispiel nur, wenn es ein Taxifahrer macht. So ergeben sich ständig Schnittstellen, wo jeder eigentlich guten Mutes ist, aber es vorne und hinten nicht passt. Hier müssen wir noch sehr viel lernen.

Der Staat ruft immer nach eindeutigen Regelungen, aber das Leben steht da quer im Raum, weil wir glücklicherweise alle verschieden sind, weil die Probleme verschieden sind und auch die Multimorbidität nie bei einem Menschen genauso wie beim anderen vorkommt. Diesen Spielraum, den menschliches Leben braucht, müssen wir in unseren rechtlichen Regelungen erhalten und nicht bei jedem Missbrauchsfall losschlagen und sagen, es ist etwas passiert, wir brauchen eine neue Vorschrift. Wie lernen wir angemessen mit Risiko und Verschiedenheit umzugehen, ohne auf eine Nullregelung zu verzichten? Das ist es, was mich umtreibt, was aber extrem kompliziert ist.

Außerdem möchte ich kurz auf den Aspekt der Prävention eingehen, weil das eine sehr große Rolle bei Ihnen spielte. Aus dem demografischen Wandel ergeben sich interessante Sachen. Zum Beispiel müssen sich die Betriebe viel mehr um gute Fachkräfte kümmern, und sie entwickeln ein großes Interesse daran, insbesondere die mittelständischen Betriebe. Ich habe in dieser Legislaturperiode viele Gespräche mit Mittelständlern geführt; ich lade sie immer zu unterschiedlichen Themen ein. Zum einen kümmern sie sich sehr um die Schulen, gehen dahin, bieten Praktika an usw., was gerade für Kinder mit Migrationshintergrund und lernschwächere Kinder sehr gut ist. Zum anderen betreiben sie mehr Prävention im Unternehmen, zum Beispiel das, was in asiatischen Kulturen selbstverständlich ist, dass man einen Sportplatz hat und sich dort betätigen kann, wo man in Deutschland die Augen verdreht und sagt: Das jetzt auch noch. Aber durch zwanzig Minuten Bewegung am Tag können enorm viele Krankenzeiten verhindert werden. Meine Voraussage ist: Wir brauchen das nicht alles gesetzlich vorzuschreiben, sondern es wird mehr und mehr kommen, weil die Mitarbeiter das so verlangen. Ich war bei verschiedenen Startups in Berlin; Berlin ist eine tolle Stadt dafür. Das Interessante ist: Sie haben alle Feel-good-Manager. Das heißt, für die Mitarbeiterschaft wird eine Person eingestellt, die sich um so etwas wie Yoga, Sport, Gymnastik oder Essenskultur kümmert. Dann stellt sich die Frage, ob man es im Unternehmen macht oder woanders. Neue Betätigungsfelder gehen viel innovativer an die Sache heran. Wir alle kommen aus der Industriegesellschaft, wo alles getaktet und gemacht ist, aber die Vielfalt wird zunehmen, und darin sehe ich eine Chance.

## Diskussion von Publikumsfragen

### **Christiane Woopen**

Jetzt ist der Publikumsanwalt da. Unser Mitglied Professor Taupitz hat die Fragen gesichtet und ausgewertet, und ich bitte ihn, uns die ersten Fragen vorzustellen.

### **Prof. Dr. iur. Jochen Taupitz**

Es war schwierig, die Fragen zu komprimieren, aber auch nicht zu spezifische Fragen auszuwählen. Ich beginne mit einer halb konkreten Frage: Wie soll das Fundament der Pflege in Deutschland, die bis jetzt stark von ehrenamtlich tätigen Kräften geleistet wird, gesichert werden, wenn immer mehr Menschen in die Arbeitswelt gedrängt werden? Also Verlängerung der Lebensarbeitszeit in bezahlten Berufen versus Ehrenamt von den dann nicht mehr zur Verfügung Stehenden.

### **Angela Merkel**

Wenn ich weniger ehrenamtliche oder häusliche Pflege habe, muss die Zahl professioneller Angebote steigen. Wir haben in der Pflegeversicherung durchaus steigende Beiträge gehabt, gerade als wir uns noch einmal den Demenzkranken zugewandt haben, und ich kann nicht ausschließen, dass es auch in Zukunft Zeiten gibt, wo Beiträge steigen. Wir haben im Augenblick in Deutschland eine relativ gute Beschäftigungssituation. Sie führt dazu, dass wir uns auch in den gesetzlichen sozialen Sicherungssystemen – sprich auch Pflege – mehr leisten können. Jeder, der sozialversicherungspflichtig beschäftigt ist, trägt etwas dazu bei, während jeder, der arbeitslos ist, aus dem sozialen Sicherungssystem eine Unterstützung bekommt. Daher spricht viel dafür, alles zu tun, damit wir möglichst viele Menschen, die es möchten, sozialversicherungspflichtig beschäftigen. Dann geht es unseren Sozialversicherungssystemen besser, aber dann wird es sicherlich weniger ehrenamt-

liche Pflege geben. Überhaupt muss das Verhältnis zwischen professioneller sozialer Leistung und ehrenamtlicher Leistung in einer Gesellschaft immer wieder diskutiert werden. Uns wird oft die Frage gestellt: Warum bekomme ich für die häusliche Pflege weniger, als wenn ich jemanden in einem Pflegeheim habe? Solche Fragen werden sicherlich in Zukunft zunehmen. Ich sage ganz offen: Diese Fragen kann die Politik alleine nicht beantworten, sondern dazu braucht man eine ethische Debatte. Das endet dann in der Frage der Gerechtigkeit von Lebensentwürfen, wo es Kinder gibt oder wo es keine Kinder gibt. Diese Fragen muss eine Gesellschaft miteinander ausdiskutieren; das kann nicht nur durch Rechtsetzung geschafft werden.

### **Jochen Taupitz**

Ein großer Teil der Fragen richtet sich auf die Problematik der Migranten, die vorhin mehrmals angesprochen wurde. Eine Frage lautet: Was kann die Politik für die Normalisierung des Verhältnisses zwischen Migranten und Bürgern ohne Migrationshintergrund tun? Ganz konkret wurde eine Frage gestellt: Hat der Nationalstaat vor diesem Hintergrund überhaupt noch eine Zukunft?

### **Angela Merkel**

Hat der Nationalstaat eine Zukunft? Ich glaube, dass er auf absehbare Zeit eine große Rolle spielen und gerade für uns als Europäer an Bedeutung gewinnen wird. Angesichts einer Situation, wo es in Europa 5,7 Millionen junge Menschen gibt, die unter 25 Jahre sind und keine Arbeit haben, und wo es gleichzeitig viele offene Stellen in Deutschland gibt, für die keine Auszubildenden mehr zu finden sind, sollten wir es auf einer ganz anderen Ebene als damals bei den Gastarbeitern machen und viel selbstverständlicher sagen können: Passt mal auf, wir sind alle Europäer, wir müssen auch in Europa mehr Mobilität hinbekommen. Dann bekommen wir ein Sprachproblem; auch das müssen wir

lösen, darauf hat auch unser Bundespräsident Herr Gauck hingewiesen. Sicherlich wird sich in Europa jeder daran gewöhnen müssen, eine zweite Sprache zu können, damit man sich untereinander verständlich machen kann.

Herr Huber hat auch von dem Zusammenhalt der Generationen gesprochen. Was wir verhindern müssen, ist, dass die mittlere Generation in Deutschland, die in zweierlei Hinsicht in der Verantwortung steht – für ihre Kinder und Eltern –, so überbelastet wird, dass sie überlegt, ob sie eigentlich noch in unserem Land bleiben möchte, weil die Barrieren, ein Land zu verlassen, gerade bei den gut Gebildeten immer geringer werden. Wenn es scharenweise Länder um uns herum gibt, vielleicht auch außerhalb Europas, in denen der Altersdurchschnitt viel geringer ist und diese Last nicht so auf dieser mittleren Generation liegt, dann ist die Gefahr gegeben, dass die jungen Forscher, Ärzte usw. mit ihren Kindern woanders hingehen. Deshalb müssen wir ganz sorgsam sein. In einer Gesellschaft, in der die Zahl derer, die eine begrenzte Lebenserwartung vor sich haben, die aber natürlich das volle Stimmrecht und Wahlrecht haben, steigt, darf mit dieser älteren Generation nicht so gesprochen werden, dass sie sagt, das interessiert mich alles nicht mehr, sondern so, dass sie Verantwortung für die nach ihr kommenden Generationen bekommt. Diesen Prozess gut zu machen, ohne dass eine Generation, insbesondere die mobile Generation ausschert, das wird die große Herausforderung. Das heißt, wir denken schon noch im Nationalstaat – und das ist auch richtig –, aber er wird nicht mehr in dieser Absolutheit da sein. Je höher unser Bildungsniveau ist, umso leichter kann ich sagen, ich gehe woanders hin. Deshalb sind die weichen Faktoren einer Gesellschaft – wo fühle ich mich aufgehoben? – sehr wichtig.

Neben dem Bruttoinlandsprodukt einer Gesellschaft wird auch die Frage immer wichtiger, wie

glücklich und zufrieden wir eigentlich sind. Es gibt diesen Happiness Index; Bhutan wird da manchmal genannt, wo das zielbewusst gemacht wird. Auch in anderen Ländern wird es ausprobiert. Was mich neulich sehr berührt hat, ist eine Frage zur inneren Zufriedenheit: Wie viele Menschen kennen Sie, von denen Sie glauben, dass sie für Sie bereitstehen, wenn Sie richtig krank werden und länger von Unterstützung abhängig sind? Und plötzlich kehrt sich etwas um, und einer, der beim Pro-Kopf-Einkommen vielleicht ganz vorne liegt, erkennt: Eigentlich bin ich arm in Bezug auf menschliche Bindung. Solche Faktoren werden immer wichtiger und stehen für die Qualität einer Gesellschaft.

(Applaus)

### **Wolfgang Huber**

Der Begriff des Nationalstaates hat das Fatale an sich, dass er so klingt, als sei nationale Homogenität Voraussetzung für die Staatlichkeit. Die Vorstellung, dass ein Staat, in dem es einen hohen Zuwanderungsanteil in der Bevölkerung gibt, kein Nationalstaat mehr sein könnte, ist schon so lange obsolet, dass man sich wundern muss, wie lange sich diese Vorstellung hält. Ich glaube, dass wir die Vorstellung von Staatlichkeit unter diesem Gesichtspunkt überdenken und revidieren müssen.

Das andere möchte ich nachdrücklich unterstreichen. Für mich ist es ein Schlüssel für eine gute Entwicklung unserer Gesellschaft, dass die Motivation für die mittlere Generation, das zu schultern, was sie schultern muss, auch zu schultern bleibt. Von daher bin ich in mancher Hinsicht kritisch gegenüber defätistischen Tönen, die leicht entstehen, wenn eine Gesellschaft vor allem das Altern und nicht das Jungwerden sieht, wenn diejenigen, die Kinder wollen und Kinder bekommen, in dieser Betrachtung überhaupt nicht vorkommen, weil gesagt wird, das nützt nichts, wir werden sowieso viel weniger, und wenn wir – aus lauter Angst,

uns in fremde Lebensläufe einzumischen – nicht darauf achten, dass es viele Menschen in dieser Gesellschaft gibt, die einen Kinderwunsch haben, ihn aber nicht realisieren, weil sie mit der Rush Hour nicht fertig werden. Das ist eine Schlüsselaufgabe, ohne die ich es mir nicht vorstellen kann.

### **Woopan**

Dazu gehört aber möglicherweise eine Solidarität innerhalb einer Generation. Denn dann kann nicht nur die mittlere Generation für die Pflege oder Versorgung der Älteren zuständig sein. Vielleicht muss es in der älteren Generation, wo schon zwischen jungen Alten und alten Alten unterschieden wird, ganz andere Formen des Miteinanders und Füreinander-Einstehens geben, ohne dass man vorher eine Familie war.

### **Wolfgang Huber**

Das kann nur gehen, wenn wir der älteren Generation etwas zutrauen, wenn wir die Frage nach den Potenzialen stellen und über das Betreuungsmotiv hinausgehen. Deswegen spreche ich lieber nicht nur von Prävention, sondern von Gesundheitsverantwortung, weil ich daran interessiert bin, nicht nur die Betreuungsstrukturen des Gesundheitssystems darauf einzustellen, sondern die Eigenmotivation der Menschen zu mobilisieren, das für ihre Gesundheit zu tun, was sie tun können. Ich wäre froh, wenn diese Gesundheitsverantwortung stärker diskutiert würde als die Eigenverantwortung, die sich immer nur auf die Frage kapriziert, wie viel Geld die Leute selbst in die Hand nehmen sollen, um das Gesundheitssystem zu finanzieren. An dieser Stelle finde ich, dass ein Paradigmenwechsel ansteht, damit wir die innere Solidarität unter den Älteren mobilisieren, die darauf beruht, dass wir ihnen etwas zutrauen und dass sie sich wechselseitig etwas zutrauen.

**Jochen Taupitz**

Mehrere Fragen richten sich auf die Problematik religiöser Konflikte. Konkret wird die Frage gestellt: Welche Rolle können die Religionen/Kirchen für den Zusammenhalt in der Gesellschaft spielen? Sollten sie nicht eine größere Rolle spielen? Oder sorgen die Kirchen bisher nicht eher dafür, dass Unterschiede zwischen den verschiedenen Bevölkerungsgruppen deutlich werden?

**Wolfgang Huber**

Die Gesellschaft ist auch in religiöser Hinsicht pluraler geworden. Dadurch verändern sich die Mechanismen, in den Kirchen und Religionsgemeinschaften etwas zum Zusammenhalt beitragen zu können, nämlich nicht mehr dadurch, dass der größte Teil der Bevölkerung der einen oder der anderen Kirche angehört. Voraussetzung ist, dass die Kirchen und Religionsgemeinschaften von der Überzeugung ausgehen, dass sie eine Verantwortung nicht nur für die eigenen Mitglieder, sondern für die gesamte Gesellschaft haben. Unter diesem Gesichtspunkt kann man nicht sagen, dass die Kirchen und Religionsgemeinschaften mehr zum Auseinanderdriften der Gesellschaft als zum Zusammengehen beitragen. Ich bin auch nicht der Auffassung, dass ein Achten auf Unterschiede, die es zwischen den Religionen und sogar den Konfessionen gibt, gleich etwas Spalterisches hat. Wenn man wichtig nehmen will, was einem anderen wertvoll ist, dann muss man auch wissen, was einem selbst wertvoll ist; dann muss man die eigene Identität kennen. Pluralität der Religionen heißt nicht, die Unterschiede einfach einzuebrennen.

Was ich meine, kann ich an einem Beispiel verdeutlichen. Ich war neulich von einem Botschafter, der für solche Sachen ein unglaubliches Gespür hat, zu einem Abend zum Willkommen des Schabbat eingeladen. Er hat Juden, Christen und Muslime eingeladen und, nachdem nach dem jüdischen Ritus der

Schabbat eröffnet war, die anderen gefragt, welches Verhältnis sie zu diesem Ritus haben, wie das mit ihrem wichtigen Tag ist und was man da an Differenzen und an Gemeinsamkeiten hat. Das war ein wunderbares Beispiel dafür, dass man Unterschiede ganz friedlich beschreiben kann und auf diesem Weg merkt, dass das Gemeinsame eigentlich noch eindrucksvoller ist als die Unterschiede. Aber nur im Wahrnehmen der Unterschiede merkt man auch das Gemeinsame. Deswegen habe ich mich immer für ein Modell zwischen den Religionen eingesetzt, das der Überschrift „Klarheit und gute Nachbarschaft“ folgt. Das halte ich auch in Zukunft für richtig. Aber dazu muss man nachdrücklich sagen, was die Kirchen im Bereich der Diakonie und der Caritas für den Zusammenhalt der Gesellschaft tun und welchen Beitrag sie zur Selbstständigkeit älterer Menschen leisten können. Das ist ein unmittelbarer Beitrag für den Zusammenhalt der Gesellschaft.

**Elisabeth Steinhagen-Thiessen**

Ich möchte noch einmal auf das Thema Pflege, Ehrenamt und pflegende Angehörige kommen. Wir erleben in der Klinik viele pflegende Angehörige, die Ungeheures leisten. Aber wir erleben auch, wie sie zum zweiten Patienten werden. Das ist ein wichtiges Thema, dem wir uns stellen müssen, mit kreativen Ideen, komplementären Angeboten, Entlastung von Pflege, Selbsthilfegruppen, die auch hier tätig sind usw. Das darf man nicht unter den Tisch fallen lassen, sonst funktioniert es nicht.

Auf der anderen Seite brauchen wir mehr Professionelle. Das Ehrenamt kann die Professionellen nicht ersetzen, aber ist ein Add-on einer ganz anderen Qualität. Ich habe eine Zeit lang in Israel gearbeitet und dort erlebt, wie viel Ehrenamtliche es in diesem Staat gibt. Das war unglaublich. Ich würde mir manchmal wünschen, dass wir noch ein paar mehr Menschen hier für das Ehrenamt interessieren

können. So verschieden wie wir sind, so viele verschiedene Tätigkeiten gibt es dort, und man bekommt sehr viel zurück. Das kann ich Ihnen sagen, weil wir immer mit den Gruppen bei uns in der Klinik im engen Kontakt stehen. Wir schulen sie, betreuen sie usw., und sie sagen immer: Ich erlebe etwas, was ich mein ganzes Berufsleben nicht geglaubt habe; das ist eine ganz neue Dimension für mich. Da ist noch viel Potenzial.

Wichtig wäre mir auch die mittlere Generation; Sie haben das schon angesprochen. Oft führen wir Gespräche mit Angehörigen, und dann ist immer die Tochter oder Schwiegertochter diejenige, die sagt: Dann muss ich eben meinen Beruf aufgeben. Ich glaube, das ist keine Lösung. Eine Lösung wäre, dass sie in ihrem Beruf bleiben kann und Vater oder Mutter vielleicht in einer Tagespflege gepflegt werden; dies nur wieder als Beispiel für komplementäre Dinge, die wir anbieten müssen. Da sind wir noch weit hinter den skandinavischen Ländern zurück. Hier besteht noch eine Menge Kreativität.

(Applaus)

### **Angela Merkel**

In dem Zusammenhang möchte ich auf ein Modell hinweisen, das noch nicht sehr bekannt ist: die Möglichkeit der Pflegezeit. Dabei arbeite ich vermindert und kombiniere das später mit Zeiten der vollen Arbeit, aber bekomme immer einen Durchschnittslohn, sodass ich nicht materiell tief falle, wenn eine bestimmte Pflegephase kommt. Hier stehen wir noch ganz am Anfang. Immer, wenn so ein Gesetz verabschiedet wird, wird nach einem halben Jahr gesagt: 36 Fälle, hahaha. Dabei muss sich das erst einmal herumsprechen, es muss normal werden, muss Gewohnheit werden, und irgendwann wird es eine kritische Größe erreichen, wo die Leute sagen: Okay, ich mache das und die Betriebe kennen das. Von solchen Modellen brauchen wir mehr.

Ich möchte noch etwas sagen zu der Frage mit den Kirchen und ob das nicht doch spaltet. Das finde ich sehr interessant, weil man darauf zunächst nicht kommen würde. Aber solche Fragen begegnen mir sehr häufig, gerade in den neuen Bundesländern, wo die Säkularisierung sehr verbreitet ist, also viele Menschen kein Mitglied in einer Religionsgemeinschaft sind. Dort gibt es eine Hemmschwelle: Wenn ich alt werde, was muss ich dann machen, wenn ich in eine kirchliche Einrichtung oder in ein kirchliches Krankenhaus gehe? Muss ich dann plötzlich beten oder die Bibel lesen? Wenn es ein jüdisches oder muslimisches Krankenhaus ist, wird dies noch stärker sein. Wir müssen auch mit der nicht religiös gebundenen Gesellschaft noch mehr in Kontakt treten und auch ihnen verständlich machen, dass Religionsgemeinschaften etwas sehr Wichtiges leisten, und wahre Integration zeigt sich natürlich in Stunden der Schwäche.

Wir haben heute ein viel höheres Maß an Integration in unserer Gesellschaft bei Personen im erwerbsfähigen Alter als bei älteren Personen. Wir haben hier auch ältere muslimische Menschen; zum Teil gehen sie nach Hause, zum Teil haben sie hier eigene Alterszentren. Aber viele haben die Sorge: Wenn ich schwach bin und dann auf meine Kultur und meine Tradition zurückgeworfen bin, möchte ich mich dann in der Gesellschaft, in der ich so lange als starker Mensch gelebt habe, zeigen? Wir müssen noch viele Erfahrungen dazu sammeln, wie wir die Gesellschaft zusammenhalten, und wir müssen die unterschiedlichen Gebräuche, Lebensmodelle, Vorstellungen von Mann und Frau und vieles andere mehr kennenlernen, respektieren lernen und das Zusammenleben einüben. Hier haben wir noch wenig Praxis.

Wenn wir von Integration sprechen, müssen wir uns immer wieder vor Augen führen, dass wir eine vielfältigere Gesellschaft bekommen

werden. Wir dürfen nicht mehr jeden, der aus Afrika kommt, anschauen und sagen: Du kannst kein Deutscher sein. Es wird bei uns Schwarze geben, die Deutsche sind. Im Kopf weiß man das. Aber wir sind noch nicht dort angekommen, dass man dies in einer Gesellschaft für normal hält, sondern wir schauen die Frau mit dem Kopftuch an und fragen als Erstes: Können Sie schon Deutsch? Das ist vielleicht etwas überspitzt, ich gebe es zu, aber wir sind noch nicht auf die ganze Vielfalt eingestellt, so wie sie eines Tages kommen oder sich langsam entwickeln wird. Daran müssen wir noch arbeiten. Wie beim ersten Integrationsgipfel der Farbige sagte: Ich bekomme beim ZDF immer nur Rollen als Drogendealer und Krimineller, aber ich möchte mal einen Bürgermeister und Polizeikommissar spielen. Wenn das ganz normal ist, dann haben wir es geschafft.

(Applaus)

### **Christiane Woopen**

Leider ist unsere Zeit schon überschritten und ich muss zum Schluss kommen. Ich danke der Geschäftsstelle für die Organisation dieser Veranstaltung, den Beitragenden natürlich, Frau Steinhagen-Thiessen, Herrn Huber, Herrn Taupitz für die Beiträge und ganz besonders Ihnen, Frau Bundeskanzlerin, dass Sie sich die Zeit genommen haben und sich mit in die Diskussion eingebracht haben, die sich sicherlich fortsetzen wird. Wir haben gesehen, dass der Aufbruch in den Köpfen stattfindet. Die Grenzen müssen erst einmal in den Köpfen überwunden werden, damit man andere Sichtweisen auf Probleme, Sachverhalte und Strukturen bekommt. Dann werden sich die Strukturen daran anpassen. Der demografische Wandel ist eine Herausforderung, aber auch eine Chance, und ich freue mich, dass wir ihn alle zusammen bewältigen können. Ich wünsche Ihnen einen guten Abend und danke Ihnen dafür, dass Sie hier waren und mit uns diskutiert haben.

(Applaus)